

Florence Monneroy [Fortsetzung]

Autor(en): **Gladès, André**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **10 (1906)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573811>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Der tapfere Mann. Nach der Supraporte von Paul Robert im Bundesgerichtsgebäude zu Lausanne.

einen recht beachtenswerten Farbensinn, einen feinern als sein Bruder auf seinen Gemälden aus dem italienischen Volksleben.

Auf dem Landgut im Nid bei Biel, das der Vater erworben hatte, verbrachte der 1851 zu Biel geborene Paul Robert seine ersten Jugendjahre. In Neuenburg besuchte er dann die Schule. Seine künstlerische Begabung trat früh schon zutage, weshalb es leicht begreiflich ist, daß der Vater ihn bald in die strenge Lehre nahm und auf die Malerlaufbahn vorbereitete. Achtzehnjährig kam er nach München; wiederholt besuchte er Italien, dann studierte er in Paris weiter. Auch als er 1877 in die Ehe getreten war, brachte er den Winter jeweilen in Paris zu. Auf Reisen nach Deutschland und Italien weitete er sich den künstlerischen Horizont. Im „Nid“ hat er seit Anfang der Achtzigerjahre seine bleibende Wohnstätte aufgeschlagen; hier malt er, hier

sind die Treppenhausegemälde für Neuenburg wie für Lausanne in langjähriger fleißigster Arbeit entstanden. Eine innere, religiöse Krise, die ihn in den Achtzigerjahren der Malerei ganz zu entfremden drohte, hat Robert glücklich überwunden. Er wurde der Kunst zurückgewonnen; aber seine Richtung auf das religiöse Moment in der Ausübung seiner Malerei ist damals zum festen Prinzip bei ihm geworden. Von seinen größern Werken sei noch die in Mosaik ausgeführte Komposition am Portal des Historischen Museums zu Bern genannt. Unter seinen Tafelbildern dürfte wohl das „Les Zéphirs“ beitelte im Museum von Neuenburg am bekanntesten geworden sein; es ist die Arbeit des Fünf- undzwanzigjährigen, eine Leistung voll zarter Poesie und feinsten Naturempfindens. Als reinen Landschaftler lernen wir Paul Robert auch im Zürcher Künstlergut kennen.

Hans Trog, Zürich.

Florence Monneroy.

Nachdruck verboten.

Von André Gladès (1867—1906).

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Nina Knoblich, Rommenhorn.

(Fortsetzung und Schluß).

Hier, verehrte Frau, bin ich am Ende meiner Berichte über die Zeit des Zusammenlebens mit meinen Stieftöchtern angelangt. Ein halbes Jahr, nachdem Florence sich verheiratet hatte, starb ihre Mutter, und ich begab mich auf Reisen, um etwas Ablenkung zu suchen. Ich kam öfters nach Paris, wo Simone als hübsche, noch immer etwas übermütige Frau ein sorgloses, vergnügliches Dasein führte und ihre Zeit zwischen der Welt, ihrem Gatten und ihren zwei kleinen Mädchen teilte. Ihres Mannes Neigungen gingen auf ernstere Dinge; aber er ließ seine Frau gewähren.

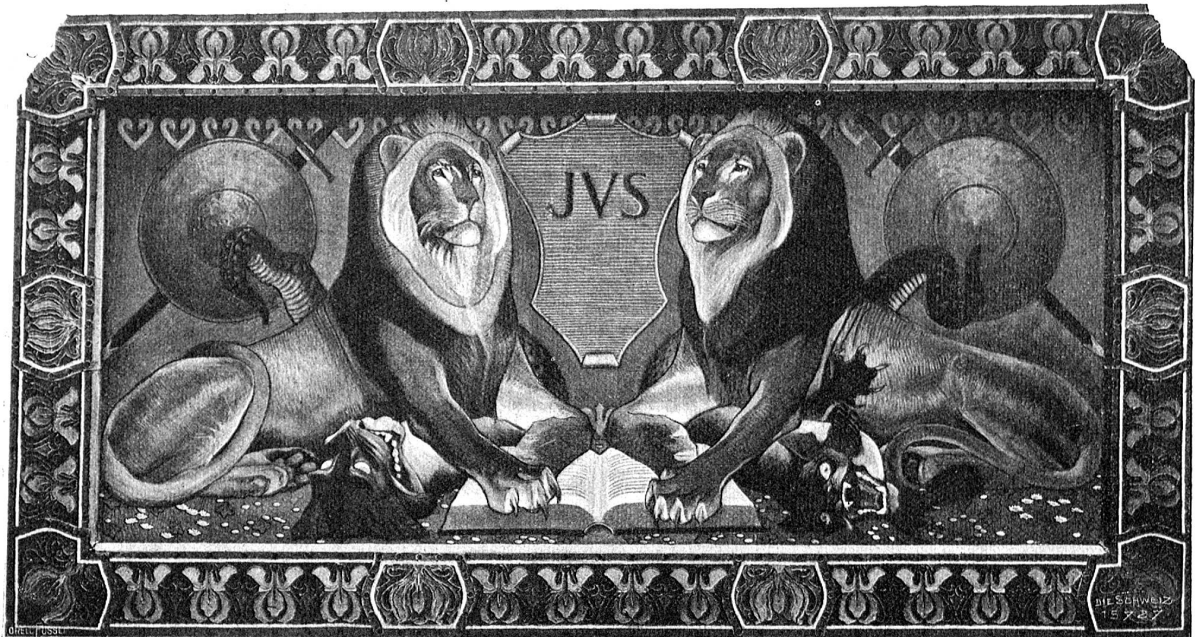
„Simone ist ein Schmetterling, und Schmetterlinge müssen flattern,“ sagte er mit einer Nachsicht, der ich manchmal etwas weniger Gleichmut gewünscht hätte.

Mein Verkehr mit Florence beschränkte sich auf den Austausch einiger höflicher Briefe, die wir in längern Pausen wechselten. Durch Simone wußte ich, daß sie das ganze Jahr auf dem Lande lebte, sich die Zeit nicht lang werden ließ und sich ihrem Manne anzupassen wußte. Kinder hatte sie keine, und Herr Le Quesnel, der ein besserer Landwirt war, als ich

ihm zugetraut, vergrößerte, dank der Mitgift seiner Frau, sein Vermögen immer mehr. Florence hatte ihre Schwester zweimal in Paris aufgesucht, doch immer zu einer Zeit, da ich abwesend war.

Auf diese Weise kam es, daß fünf Jahre vergingen, ohne daß ich sie wiedergesehen hätte; denn beim Tode ihrer Mutter war sie selbst krank gewesen und hatte nicht zum Begräbnis kommen können. Im letzten Jahre geriet sogar unsere Korrespondenz völlig ins Stocken, und allmählich wäre sie wohl ganz aus meinem Leben verschwunden, hätten wir nicht bei Simone unsere Bekanntschaft erneuert.

Emeline und seine Frau hatten in Ain, am Ufer eines kleinen Gebirgssees, ein Schloß gekauft, von dem sie wahre Wunderdinge berichteten und wohin sie mich dringend einluden. Die sehr herzlich gehaltene Aufforderung machte mir um so mehr Freude, als ich nicht wußte, wo ich meinen Sommer verbringen sollte, und mir das Landleben von jeher zugesagt hatte. Sicher, willkommen zu sein, reiste ich ab, ohne mich anzumelden. Ein Wagen war am Bahnhof nicht zu haben; doch



Das Recht. Nach der Supraporte von Paul Robert im Bundesgerichtsgebäude zu Lausanne.

sagte man mir, die Entfernung sei nicht groß; so ließ ich mein Gepäck zurück und machte mich zu Fuß auf den Weg, gar nicht unzufrieden, auf diese Weise gleich die Gegend kennen zu lernen. Es war der Jura in seiner ganzen herben Schönheit. Niedrige Felsmassen, mit knorrigen Fichten gekrönt, reckten trotzig ihre Häupter gen Himmel, in der Tiefe trieb ein Fluß seine Wellen dahin. Manchmal, wenn ich mich über sein enges Bett neigte, nekte sein weißer Gischt mir das Gesicht, manchmal sah ich ihn eine Kurve beschreiben und steile, mit dichtem Gras bewachsene Hänge unspülen, die oben große, fremdartige Blumen trugen, unten von Steingeröll eingefast waren. Nach einiger Zeit, bei einer Biegung der Straße, weitete sich das Tal plötzlich, die Landschaft wurde intimer, traulicher. Einige Hüften, zwischen Grün versteckt, kamen zum Vorschein. Rechts, zu Füßen einer kahlen, fast senkrechten Felswand schlummerte ein See, blau, mit smaragdnen Untergrund. Hohe Tannen spiegelten sich in seinen Fluten. Die Sonne, die eben zur Mitternacht ging, verschwand hinter bläuviolettem, golddurchwirktem Dämmerlicht, und ein letzter Strahl rötete noch die Fenster eines kleinen Schlosses, das an den Felsen angebaut war. Eine sanft abfallende Terrasse, mit weißen Zedern bepflanzt, zog sich ans Ufer hin. Dieses Schloß schien mir zuerst die einzige menschliche Behausung der Gegend zu sein; als ich jedoch näher kam, entdeckte ich am andern Ende des Sees eine Art von Dorf. Als ich unten an der Terrasse anlangte, war es Nacht geworden, und da und dort bligte ein Licht am Berge auf. Mich muteten sie wie Ferkelchen an, und eine weißgekleidete Frauengestalt, die plötzlich auf der Treppe einer Veranda auftauchte und zum Zeichen ihres Erstaunens die Arme in die Höhe hob, war ganz dazu geeignet, ein angenehmes Grinsen zu erwecken.

Diese geisterhafte Erscheinung war Simone, die den Ries hatte knirschen hören. Sie warf sich mir an den Hals, und alle Spulphantasien verschwanden.

„O Daddy!“ rief sie, nachdem sie mich zärtlich willkommen geheißt. „Louis ist noch gar nicht da! Um so schlimmer für ihn; wir werden ohne ihn mit dem Essen beginnen! Ich werde Befehl geben, daß nichts von deinem Kommen verlauten dürfe, damit er überrascht wird... Uebrigens, was Ueberraschungen anbelangt... Dein Zimmer ist bereit; ich gebe dir fünf Minuten, um dich schön zu machen, und dann sollst du sehen...“ Ich hatte schon die Hand auf der Türklinke, als vom Garten her eine Dame ins Zimmer trat. Ich verbeugte mich. Simone lachte hell auf:

„Gestatte, daß ich dich vorstelle... Kennst du Florence nicht mehr?“ Weit eher erstaunt als erfreut, entschuldigte ich mich

mit der mangelhaften Beleuchtung. Florence begrüßte mich mit einem Händedruck. In diesem Momente drückte Simone auf irgend eine geheimnisvolle Feder, und eine Garbe elektrischen Lichtes sprühte auf, aus rostigen Nischen senkte sich ein warmer Schimmer über die beiden Schwestern, die Seite an Seite standen. Simone mit ihren sanften schelmischen Augen, in der weißen duftigen Toilette zeigte, wie immer, die Annuit einer zierlichen Nippfigur; Florence hingegen, mit ihrer hohen schlanken Gestalt von wundervoller Eleganz der Linien, mit ihrem regelmäßigen, von reichen dunkeln Haaren eingerahmten Gesicht war schön — allerdings, auch heute noch von jener Schönheit griechischer Statuen, denen das Leben fehlt, die man seelenlos nennt. Auch ich glaubte das einst. Aber es war Täuschung! Unter dieser starren Hülle lebte, saugte, litt und zuckte, wie bei andern, eine Seele, nur reiner, edler vielleicht; denn in ihren tiefen Schreim geborgen, blieb sie unentwehrt vor Berührung — glühender wohl auch; denn wenn sie sich gab, gab sie sich ganz einem einzigen Gefühle hin. — Aber zu dieser Erkenntnis war ich noch nicht durchgedrungen, als ich damals mit Florence wieder zusammentraf, und meine erste Regung war daher eher die des Mißmuts. Ihre Gegenwart wird das Vergnügen, das ich mir von diesem Aufenthalt versprach, ziemlich beeinträchtigen — sagte ich mir verdrücklich.

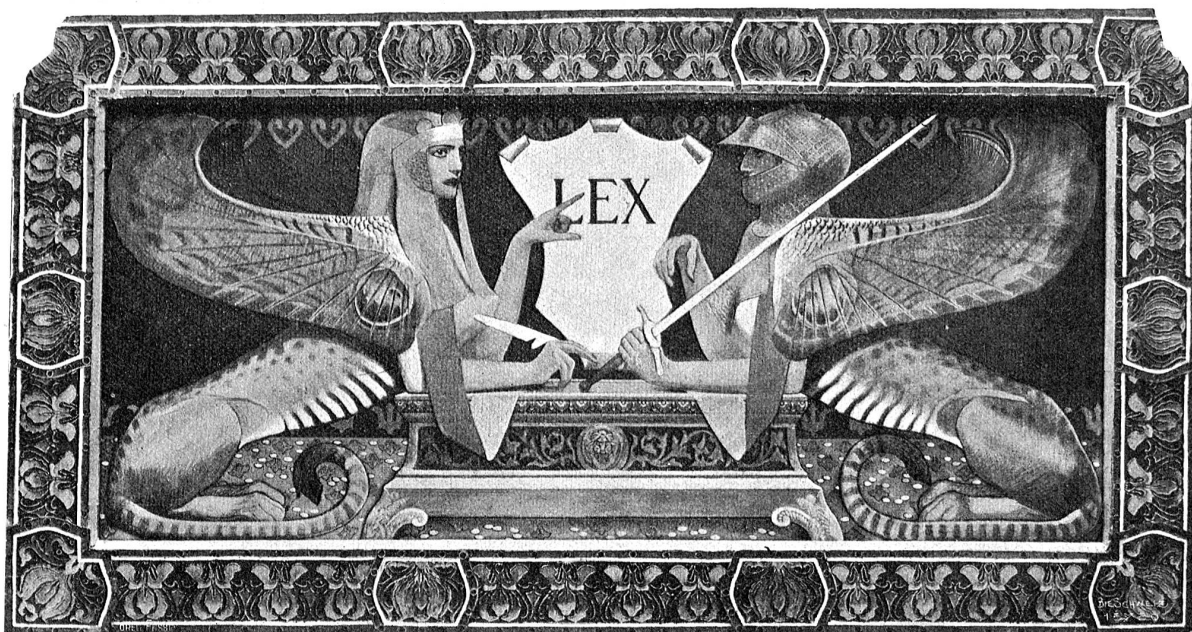
„Wie kommt es, daß du hier bist?“ fragte ich eine Viertelstunde später, als wir bei Tisch saßen.

„Ihr Mann tritt sie uns solange ab, bis ihr Haus wieder in Stand gesetzt ist,“ erklärte Simone. „Drei Monate ungefähr wird der Staub und der Lärm wohl dauern, nicht wahr? Mein Schwager hat sich unterdessen in der Meierei einquartiert, um die Arbeiten zu überwachen. Aber Florence ist in Gnaden entlassen worden. Ist das nicht eine prächtige Ueberraschung?“

„Gewiß,“ konnte ich gerade noch sagen, von Florence mit einem ironischen Blicke bedacht — als Louis eintrat. Er zeigte sich sehr erfreut über mein Kommen und bat um Entschuldigung wegen der Verspätung.

Emeline kam mir abgemagert vor und sehr nervös. Ich ließ die Bemerkung fallen, der Aufenthalt in dieser Abgeschiedenheit werde ihm gut tun, und er gab mir lachend zur Antwort, dies sei auch der Zweck, weshalb er sich hier angekauft habe. Aus seinem Lachen meinte ich eine gewisse Bitterkeit herauszuhören. Später gestand er mir, daß das gefellige, untätige Leben ihn bedrückte, aber Simone zuliebe ergebe er sich darein; dafür habe diese eingewilligt, vier Sommermonate auf dem Lande zu verbringen.

Daß zwischen ihnen nicht alles stimmte, war mir schon früher aufgefallen, ohne daß ich die wahre Ursache ergründen



Das Gesetz. Nach der Supraporte von Paul Robert im Bundesgerichtsgebäude zu Lausanne.

konnte. Simones weiche, hingebende Natur glich einem zerbrechlichen, zartbesaiteten Instrument, nur für sanfte Weisen, nicht für den vollen Ton starker Leidenschaft geeignet. Vielleicht genügte sie deshalb einem Temperament, wie demjenigen ihres Mannes, nicht ganz, und ich begann zu fürchten, daß er in seiner Frau nichts als eine lebenswürdige Puppe sah. Sie jedoch entbehrte nichts, fühlte sich glücklich, und ich scheute mich, diesen Seelenfrieden zu stören. Ueberdies besleibigte sich Louis ihr gegenüber stets großer Zuverlässigkeit. Seiner Schwägerin zeigte er sich als ernster, rücksichtsvoller Wirt. Florence war durch die Ehe nicht gesprächiger geworden, ein stiller anspruchloser Gast, mit allem zufrieden, der, wenn es sein muß, die Augen zu schließen und seine Dienste im richtigen Momente anzubieten weiß. Sie hatte sich ihre selbständige Art von einstmals gewahrt, machte lange, einsame Spaziergänge, ohne bestimmtes Ziel, mit einem Buche bewaffnet, das sie unter irgend einem Baume aufschlug, oft genug, ohne es zu lesen.

Wir führten in diesem kleinen Bergneest, dessen hohe Wälle uns gleichsam zum Schutz gegen die Außenwelt dienten, ein köstliches, gesundes Leben. Angeltspport, Ausflüge, Vektüre und behagliche Plauderstunden füllten meine Tage. Gäste sahen wir nur selten. Zwei- bis dreimal lud Simone unter dem Vorwande, ich langweile mich, einige Familien der Nachbarschaft ein. Mir lag nicht viel daran; doch stellte ich mich, als mache mir die Sache Vergnügen, weil ich wußte, daß Simone dieser Mangel an Zerstreuung etwas schwer fiel. Für sie waren diese schönen Berge wie die Mauern eines Gefängnisses, die ihr den freien Ausblick versperren. Das gute, kleine Geschöpf! Ihrem Manne zu Gefallen bemühte sie sich, diese einsame, ernste Gegend lieb zu gewinnen; aber hier und da sah ich ihre Augen von leiser Schwermut umschattet.

Eines Tages, als ich im Walde botanisierte, traf ich auf Florence, die träumend, die Hände lässig im Schoß, auf einem alten Baumstamme saß. Ich ließ mich neben ihr nieder; wir unterhielten uns eine Weile und traten dann gemeinsam den Heimweg an.

Nach und nach begleitete ich sie öfters auf ihren Wanderungen. Das geschah fast immer morgens, wenn Simone noch schlief und Louis, die Flinte auf der Schulter, auf eigene Faust durch die Berge streifte. Bei solchen Gelegenheiten erzählte sie mir zuweilen, unaufgefordert, von ihrem neuen Leben, erkundigte sich auch — wie ich fürchte, mehr aus Höflichkeit als aus wirklichem Interesse — nach dem Stand meiner Angelegenheiten.

In den Klagen, wo wir Raft hielten, versanken wir bald

wieder in Schweigen. Sie suchte sich einen moosigen Sitz unter einem Baume, ich auf irgendeinem sonnenbeschienenen Felsblock. Wie oft habe ich sie in solchen Stunden verstoßen beobachtet! Ihr feines Profil hob sich klar von dem grünen Hintergrunde ab, ihre Hände ruhten regungslos in den Falten ihres Kleides, und die großen Augen starrten traurig ins Leere. Sie ist jung, sie ist schön, aber glücklich ist sie nicht, sagte ich mir. Keine Liebe, kein Kind, nichts, was ein Frauenherz auszufüllen vermag! Aber, besitzt sie denn ein Herz? Und wer verlangt überhaupt eines von ihr? Ihr Mann, sollte er je für poetische Gefühle empfänglich sein, betrachtet sie wahrscheinlich wie eine schöne, edle Vase unter den Blumen seines Gartens. Für die andern Menschen, die in nähern Beziehungen zu ihr standen, für ihre Mutter, ihre Schwester, für mich selbst, war und bleibt sie immer eine Fremde.

Dann und wann tauchte auf einem entlegenen Berggrat Louis' Silhouette auf, die sich in der durchsichtigen Morgenluft scharf abzeichnete. Unbeweglich, auf sein Gewehr gestützt, blieb er stehen und schien sich in die Betrachtung der Landschaft zu vertiefen. Entdeckte er uns, nahm er den Hut ab und schwenkte ihn grüßend zu uns herüber, um gleich darauf wieder im Walde zu verschwinden. Florence blickte kaum nach ihm hin. Wie hätte ich denken können, daß zwischen ihnen ein strafbares Geheimnis bestand! Der Zufall sollte es mir offenbaren, und die Enthüllung traf mich um so schwerer, je weniger ich darauf vorbereitet war.

Simone hatte eines Abends einige Bekannte zu Tisch gebeten. Es war schon alles versammelt, als Florence erschien, merkwürdig blaß, mit dunkeln Mäandern um die Augen. Auf meine Frage gab sie zur Antwort, sie habe Migräne. Die sichtliche Abspannung, die sich auf ihrem Gesichte ausprägte, rief mein Mitgefühl wach. Nach aufgehobener Tafel begaben sich alle, außer ihr, ins Freie, um den See zu bewundern.

Die Nacht war wundervoll. Der Mond stand am Himmel, und eine leichte Brise ließ hier und da die silberne Scheibe hinter einem Wolkenschleier verschwinden. In der kühlen, von Tannenduft gesättigten Atmosphäre atmete man den würzigen Odor der nahen Berge. Aus Vorsicht wollte ich meinen Lieberzieher holen und schritt dem Salon zu, dessen weitgeöffnete Flügeltüren auf die Veranda mündeten. Auch dorthin war der Mond gedrungen und zeichnete einen großen unruhigen Kreis vor dem Kamin. Auf einem der Polsterstühle sah ich Florence sitzen, den Kopf müde in die vorseidenen Kissen geschnitten. Noch nie hatte ich einen solchen Schmerzensausdruck auf ihrem Gesichte beobachtet. Ich wollte weitergehen und sie



Der Friede. Nach der Supraporte von Paul Robert im Bundesgerichtsgebäude zu Lausanne.

anreden, als ein seltsamer Anblick mich an meinen Platz bannte. Vom Wohnzimmer her war soeben Louis eingetreten. Da er Florence allein glaubte, trat er rasch auf sie zu, neigte sich über ihren Fauteuil, und Florence lehnte mit einem Blick namenlosen Entzückens den Kopf an seine Schulter. Wie könnte ich je diesen Blick vergessen! Alles, was verzehrende Leidenschaft, tiefste Hingebung, seliges Bewußtsein, zu lieben und geliebt zu werden, dem Auge einer Frau verleihen kann, lag darin. Louis konnte ich nicht deutlich sehen, wohl aber dieses vom Mondlicht umflossene, verklärte Frauenantlitz. Wie in jener Stunde sehe ich es heute noch vor mir, raubt es mir die Klarheit des Denkens, wirft alle meine Begriffe von Gut und von Böse über den Haufen.

Ich war wie betäubt vor Ueberraschung und blieb regungslos im Dunkel stehen, während sich mir in einem völlig neuen, tragischen Lichte diese Seele enthüllte, diese verkannte und bisher allen verborgene Seele, an deren Existenz ich fort und fort gezweifelt hatte! Nun war die Maske gefallen. Auch Florence also liebte, litt wie ein anderes Weib, auch sie war selbstvergessener Hingabe, höchster Lust und höchsten Leibes fähig? Und welche Liebe mußte die ihre sein — wenn sie einmal liebte! Und hier in diesem Zimmer, wo jeden Augenblick ein dienstbarer Geist auftauchen konnte, trafen sie zusammen. Ich zitterte für sie. Ich überlegte, ob ich mich nicht bemerkbar machen, sie zur Rede stellen sollte. Aber ich wagte es nicht. Die Liebe, die sich in Florence offenbarte, gehörte nicht zu jener, die Furcht kennt; zu warnen oder zu retten gab es hier nichts mehr. Mein Dazwischentreten hätte höchstens zu dem Ergebnis geführt, die Katastrophe, die uns allen drohte, zu beschleunigen. Und dann erkannte ich mir auch kein Recht zu — was war ich denn für sie? Konnte ich an ihr Herz appellieren, sie an ihre Pflicht mahnen? Pflicht, Moral, Vernunft, das waren Worte, die sie gar nicht hören, deren Sinn sie nicht verstehen würde.

Eine Wolke verdüsterte den Mond und versenkte das Zimmer in Finsternis. Sagte ihnen ein Gefühl, daß sie nicht allein waren? Louis machte sich plötzlich los und verschwand lautlos wie ein Schatten. Florence erhob sich und schritt der Veranda zu. Ich hielt den Atem an und preßte die Hand aufs Herz, um dessen Pochen zu unterdrücken. Sie ging, ohne sich umzuschauen, an mir vorüber. Ob sie mich gesehen hat, habe ich nie erfahren; aber die Schleppe ihres Kleides streifte meine Füße. Der Mond hatte sich wieder entschleierte und glänzte auf den steinernen Stufen. Ein heller Strahl traf die schlankte Gestalt, die sich in der Richtung der Zedernallee entfernte.

Auf welche Weise ich nachher in mein Zimmer gelangte, weiß ich nicht mehr; ich weiß nur, daß ich meinen Ueberzieher

nicht finden konnte und daß Robert, der Diener, ihn an seinem gewohnten Platze entdeckte. Dann ging auch ich an den See hinunter, von wo mir heiteres Lachen entgegenkante, aus dem Simonès Stimme deutlich zu unterscheiden war. Ein Stab, an Bug und Heck mit einer grünen und roten Papierlaterne geschmückt, stieß eben vom Lande ab. In der wunderbaren Beleuchtung schienen die Ruder in flüssiges Silber zu tauchen. Florence war zu spät gekommen und stand am Ufer. Weniger an Selbstbeherrschung gewöhnt als sie, fiel es mir schwer, eine harmlose Miene zu zeigen, und ich wäre ihr lieber ausgewichen. Aber sie hatte mich schon gesehen und nickte mir zu. Dann deutete sie stumm auf das Boot, das sich rasch entfernte. Sie trug wieder ihren gewöhnlichen Gleichmut zur Schau. Aber mich täuschte er nicht mehr, für mich war die Maske durchsichtig geworden.

Vermöchte ich Ihnen doch den schwermütigen Netz, die ganze Erbhabenheit dieser nächtlichen Landschaft zu schildern! Von einem leichten Windhauch bewegt, schlug der See mit leisem Geplätscher an sein felsiges Gestade; darüber schwebte der Mond und warf einen langen, glänzenden Streifen bis zu den weißen Felsen am Mande. Florence hatte einen großen Felsblock, der sich vom Ufer losgelöst, erklettert und sah den Davonfahrenden nach. Ihr Kleid, das förmlich von Silber überrieselt schien, fiel in weichen Falten an ihr hernieder und verdeckte den Stein, sodaß es aussah, als tauche sie direkt aus dem Wasser, das hier sehr tief war, empor.

„Nimm dich in acht!“ mahnte ich. „Dieser Stein steht nicht fest, du könntest fallen.“

„O, ich habe keine Angst,“ versetzte sie. „Ich fürchte mich niemals vor irgend etwas.“

Ich kannte diese Redensart von früher her. Weshalb kam sie mir an jenem Abend so doppeltüchtig vor?

Gleich darauf machte ich eine Bewegung, die sie dahin auslegte, als wollte ich ihr hilfreiche Hand bieten; denn sie rief, ohne sich zu regen:

„Laß mich, bitte! Mein Gleichgewicht ruht auf eines Messers Schneide!“

Lag eine Absicht auch in diesen Worten? Wollte sie mich warnen? Bildete ich mir nur ein, ihre Stimme habe fast drohend geklungen?

Seitdem ich um ihr Geheimnis wußte, suchte ich unwillkürlich hinter allem, hinter jedem ihrer Worte, jedem Lächeln, einen versteckten Sinn.

Die Nacht ward für mich zu einer langen, sorgenvollen. Sollte ich mit Florence sprechen oder mit Louis? Versuchen, falls es noch Zeit war, sie auf der abschüssigen Bahn Halt



Das Licht. Nach der Skulptur von Paul Robert im Bundesgerichtsgebäude zu Lausanne.

machen zu lassen? Aber was vermochten meine Bitten, meine Mahnungen, meine Vorwürfe, selbst, wenn ich väterliche Autorität befehlen hätte, gegen diese Liebe? Eine leichtfertige Laune, eine Aufwallung gewöhnlicher Sinnlichkeit durfte ich nicht dahinter vermuten, und eine Feuersbrunst löscht man nicht mit Worten. Ich dachte an das, was Florence am See zu mir gesagt — Sicherlich, es sollte eine Warnung sein, ich konnte nicht daran zweifeln. Ich verstand, was sie bedeutete, und durfte nicht sprechen — — —

Nicht sprechen, nichts versuchen, um Simone zu schützen? Aber alsdann machte ich mich ja zum Mitschuldigen dieses Treubruchs?

Ich erinnere mich, daß ich während dieser Erwägungen mehrmals zu mir selber sagte: Das arme Kind, das immer so glücklich gewesen ist!

Das Unlogische, Widerständige dieses Gedankens ließ mich plötzlich stutzen. Die vielen Ungerechtigkeiten, deren wir uns einst schuldig gemacht, fielen mir ein und zeigten mir mit unerbittlicher Konsequenz, wie falsch der Weg gewesen war, den meine Frau und ich verfolgt hatten. Wir schrieben Florence Gefühlswärme zu, glaubten nicht, daß sie auch zu leiden vermöchte, weil sie niemals eine Klage hören ließ. Simone galten alle Zärtlichkeiten, alle Fürsorge. Nur an ihr Glück hatten wir gedacht, vergessend, daß auch die andere Schwester Anspruch darauf hatte. Jetzt folgte der Ausgleich. Das unverstandene Kind, das junge Mädchen, das man beständig zurückgesetzt, die junge Frau, die bereits resignieren zu können geglaubt, war der Liebe begegnet. Nun griff sie zu, mit beiden Händen, nahm und gab sich rückhaltlos, ohne Bestäunen, andere Bande nicht erkennend: wer von uns hatte es für nötig gehalten, sie durch solche an uns zu fesseln!

Aber wann hatte diese Liebe wohl ihren Anfang genommen? War sie neuern Datums oder stammte sie aus frühern Zeiten? Hatte sie Louis schon damals, als er um Simone warb, geliebt? War hier der Schlüssel zu dem seltsamen Ehebündnis zu suchen, in das sie sich gestürzt hatte? Oder hatten sie sich erst jetzt gefunden, zu spät ihre Zusammengehörigkeit erkannt? Ich fand keine Antwort darauf.

Und ebensowenig, wie ich dem Ursprung dieser Leidenschaft nachgehen konnte, ebensowenig konnte ich mir ein Bild ihrer Zukunft machen. Was hatten sie vor? Nicht lange mehr, und Le Duesnel kam, um seine Frau heimzuholen. Wollten sie die Trennung ohne Kampf über sich ergehen lassen? Und wenn nicht? Ich zitterte davor, was durch einen Widerstand alles heraufbeschworen werden konnte. Aber eine innere Stimme sagte mir, daß sie es nicht zum äußersten kommen lassen, daß

sie Simone schonen würden. Trotz allem rechnete ich im stillen auf ihren Edelmut.

Nach dieser schlaflosen Nacht stand ich mit schwerem Kopfe auf. Es war ein strahlender Morgen. Während des Ankleidens sah ich vom Fenster aus den See wie unter einem Goldgespinnst funkeln. Und ich fragte mich, ob ich nicht einen häßlichen Traum geträumt. Ein Gleiches fragte ich mich eine Stunde später von neuem, als ich die Schwestern mit den beiden Kindern auf der Veranda traf. Simone reichte mir die Stirn zum Kusse, Florence gab mir die Hand. In beiden war nichts Ungewöhnliches zu bemerken. Das beruhigte mich einigermaßen. In dieser Gebirgsregion sammelten sich so leicht Gewitter an, ohne daß alle zum Ausbruch gelangten!

Die Kinder spielten im Sande; ich rief sie zu mir her, setzte sie auf meine Knie, und während ich mit ihnen scherzte, beobachtete ich Florence. Ihr Gesicht wäre mir am Tage vorher noch ganz unverändert erschienen, heute las ich etwas Trauriges darin, das meine Sorge wieder weckte.

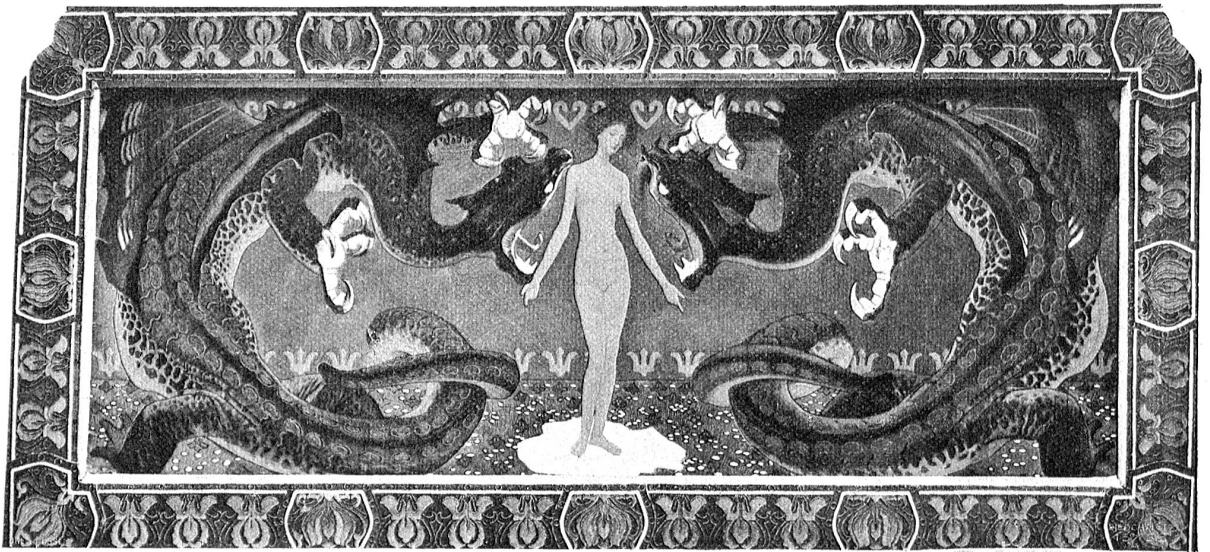
„Tante Florence geht mit uns spazieren,“ berichtete eine der Kleinen. „Kommst du auch mit, Großpapa?“

Ich bejahte es ganz mechanisch und sagte mir, wahrscheinlich wolle Florence, die sich sonst selten mit den Kindern beschäftigte, ein Alleinsein mit mir verhüten.

Am folgenden Tage regnete es in Strömen, und von Ausgehen konnte keine Rede sein. Den übernächsten brachten wir bei Bekannten zu, und nachher verstand Florence es stets so einzurichten, daß ich keine Gelegenheit zu einem Gespräch unter vier Augen fand. Auch Louis ging mir aus dem Wege. Meißerlich atmete alles Ruhe; ich schien der einzige zu sein, der Sturm witterte. Ich lebte auch tatsächlich in steter Angst und wäre am liebsten unter irgendeinem Vorwand abgereist. Aber ich gab dieser Versuchung nicht nach. Meine Gegenwart bildete immerhin einen gewissen Schutz für alle und konnte der einen oder der andern Schwester von Nutzen sein.

Meine Morgenspaziergänge boten keinen besondern Genuß mehr. Florence begleitete mich noch hie und da; aber sie überließ sich meistens ihren Gedanken, als wäre es nunmehr überflüssig, ihre Rolle weiterzuspielen, und ich hatte eine sehr einsilbige Gesellschafterin an ihr. Stumm schritten wir nebeneinander her, und ebenso stumm hielten wir unsere Nasen. Bisweilen fühlte ich mich versucht, ihre Hand oder ihre blasse Wange zu berühren, nur um zu wissen, ob sie sich nicht kalt wie Marmor anfühlten. Manchmal konnte es auch geschehen, daß ich plötzlich rief: Florence!

Dann zuckte sie zusammen, sah mich an und fragte leise: „Ja?“



Die siegreiche Anschuld. Nach der Skulptur von Paul Robert im Bundesgerichtsgebäude zu Lausanne.

Sie wartete einen Moment auf die Worte, die mir nun doch nicht über die Lippen wollten, und stand gehorsam auf, wenn ich sagte: „Glaubst du nicht, daß es Zeit ist aufzubrechen?“

Hatte ich Florence nicht mehr vor Augen, begriff ich meine Scheu, die Sache zur Sprache zu bringen, ebenfalls nicht mehr und quälte mich mit Fragen, auf die ich keine Antwort erhielt. Hielten sie Zusammenkünfte ab? Wo? Wann? Wie? Unmöglich war das keineswegs; das Haus war geräumig, die Seeufer und die großen Tannenwälder weiteten die Grenzen des Gartens. Die Einheimischen, ernste Leute, emsig ihrer Arbeit nachgehend, hatten selten einen Blick für die Fremden. Wir alle lebten so ziemlich, wie es uns beliebte. Und meine kleine Simone, durch ihre Mutter- und Hausfrauenpflichten in Anspruch genommen, flatterte hin und her, sorglos, wie ein Vögeln, glücklich über das schöne Wetter, glücklich über den Frohsinn ihrer kleinen Töchter, glücklich, uns alle vereint zu sehen.

Eines Nachmittags, als Simone, Louis und ich im Garten den Tee einnahmen und auf Florence warteten, erschien sie, einen offenen Brief in der Hand, und sagte:

„Mein Mann hat geschrieben. Übermorgen kommt er mich holen.“

„Ah!“ machte Simone. „Ich freue mich ihn zu sehen, und ist er erst einmal da, dann behalten wir euch beide. Schade,“ wandte sie sich an ihren Mann, der aufgestanden war, um Florence seinen Stuhl anzubieten, und uns den Rücken zuteilte, „schade, daß unsere Abendgesellschaft auf morgen fällt; unsere Freunde hätten Florences Mann sicher gerne kennen gelernt.“

„Was hindert dich denn, zu Ehren Herrn Le Duesnels eine zweite Gesellschaft zu geben?“ entgegnete Louis.

Florence hatte sich gelehrt; aber sie lehnte ihre Tasse Tee ab. Sie wollte wohl nicht, daß man das Bittern ihrer Hand bemerkte.

Nach einer Weile verließ uns Louis und ging zum See hinunter. Bald sahen wir das Boot abstoßen. Sein weißer, mit Gold verzierter Rumpf glitt zwischen den weitauslangenden Rudern rasch über die Wasseroberfläche hin.

„Bring Fische mit!“ rief Simone ihrem Manne nach. „Er ist ein unverbesserlicher Träumer!“ meinte sie dann, zu uns gewendet. „Ganze Nachmittage bringt er auf dem See zu und will Fische fangen; dabei entdeckt er zu guter Letzt, daß er sein Angelgerät vergessen hat.“

Ich muß gestehen, daß ich im Augenblicke an nichts als an die nahe bevorstehende Lösung dachte und daß mich diese Aussicht erleichtert aufatmen ließ. Länger als zwei bis drei Tage mochte Le Duesnel schwerlich hier aushalten; dann entführte er Florence, die in der Stille ihres gewohnten Lebens ihr Gleichgewicht wieder finden und schließlich entsagen lernen würde. Und Louis, dem blieben — wenn erst der herbste Trennungsschmerz vorüber — seine Kinder und die zärtliche Liebe

seiner Frau. So hart sie auch der Verzicht antommen mußte, es galt, sich in sein Schicksal ergeben, da weder das eine noch das andere imstande war, sein Glück auf Kosten anderer, um den Preis einer Nichtswürdigkeit zu erkaufen. Simonens Vertrauen war ihnen ein Hüter gewesen; ihr würden sie kein Leid antun und schweigend das Opfer bringen, wie es sich für edle Seelen gebührt, die verbotene Liebe wohl auf Abwege locken, nicht aber erniedrigen kann.

So legte ich mir alles zurecht.

Am nächsten Tage, dem letzten vor Le Duesnels Ankunft, ging die Sonne an einem gewitterdrohenden Himmel auf, der See hatte krause, kleine Wellen, und ein ungebärdiger Wind richtete die gesenkten Köpfe der langen Grashalme unsanft in die Höhe.

Halb in Gedanken wanderte ich ins Freie. Ich hätte auch kaum gewußt, was im Hause beginnen. An meinem Lieblingsplatz, einer Lichtung am Waldrande mit dem Blick auf den Fluß, der in wildem Lauf von Felsblock zu Felsblock zu Tale rauscht, machte ich Halt. Florence war mir zuvorgekommen. Sie hatte Skizzenbuch und Bleistifte bei sich; doch das aufgeschlagene Blatt blieb leer. Worüber wir anfangs sprachen, weiß ich nicht mehr; aber bald nahm unsere Unterhaltung, ohne besondern Grund, eine etwas vertraulichere Färbung an. Zu elend oder zu stolz, gab Florence es auf, ihre Stimmung vor mir zu verbergen, und presste müde die Hände an ihre Stirn. Sie war es, die zuerst die Rede auf ihren Mann brachte.

„Er hängt doch wohl sehr an dir?“ wagte ich zu sagen.

„Er ist sehr gut zu mir,“ versetzte sie.

Sie stand auf, um die losen Blätter ihres Skizzenbuches, mit denen der Wind sein Spiel trieb, zu sammeln; dann blieb sie einen Augenblick, an eine Tanne gelehnt, stehen.

Am Horizont türmten die Wolken sich immer dichter übereinander. Sie sah eine geraume Zeit nach ihnen hin, um schließlich, ohne den Kopf nach mir umzuwenden, mit tonloser Stimme zu sagen:

„Erinnerst du dich eines Gespräches, das wir kurz vor meiner Verheiratung führten? Du sagtest damals, ich sehe und urteile falsch, ich werde dies einst erkennen. Mir ist jene Unterredung unvergeßlich geblieben.“

„Gewiß erinnere ich mich an sie,“ versetzte ich. Die ganze Szene stand mir wieder vor Augen. „Ich erinnere mich auch einer Aeußerung, die du mir zur Antwort gabst: ‚War die Schuld mein, sei auch die Strafe mein!‘ Weißt du noch, Florence?“

„O ja, die Frage ist nur, ob die Schuld wirklich mein war.“ Bei dieser Bemerkung trug meine Liebe zu Simone den Sieg über das Mitleid mit Florence davon. Ich wollte endlich sprechen. Aber ich hatte noch keine Silbe hervorgebracht, als Florences Malkasten zu Boden fiel und dessen ganzer Inhalt sich auf dem Grase zerstreute. Sie bückte sich sofort nieder und begann, die Sachen aufzuheben.



Der Frieden.
Nach dem Wandgemälde von Paul Robert
im Bundesgerichtsgebäude zu Lausanne.

„Ach bitte, hole mir doch jenen großen Bleistift, der bis auf die Strafe gefollert ist!“ bat sie.

Wohl oder übel mußte ich ihr willfahren, und — war es Zufall oder Berechnung — diese alberne Unterbrechung bereitete meinem Verjuche einer Auseinandersetzung ein jähes Ende. Ehe ich mich dessen versah, befanden wir uns auf dem Heimweg. Wieder hatte ich einer stummen Aufforderung zu schweigen Folge geleistet, und ich trennte mich von ihr, von bitteren Selbstvorwürfen und düstern Ahnungen gepeinigt. Sie schien mir weniger denn je an Resignation zu denken. Hatte sie im Sinne, mit einem letzten trotzigen Aufbieten ihrer Kraft nach einem Glück zu greifen, das nicht für sie bestimmt war?

Diese Gedanken verfolgten mich den ganzen Tag, und ich wäre kaum erkaunt gewesen, wenn es am Abend geheißener hätte, sie seien miteinander auf und davon. Es stand geschrieben, daß ich Florence bis zuletzt verkennen sollte. Ich war beinahe überrrascht, sie im Salon vorzufinden, im Gespräch mit einer jungen Frau, die zu den Gästen des Abends gehörte. Sie war nicht viel blässer als sonst und trug jenes eigenartige Kleid, das ich bei einer andern, mir nur zu lebendigen Gelegenheit an ihr gesehen hatte. Louis und Simone waren von eilichen andern Gästen umringt, und Simone erklärte eben, sie finde es so kalt, daß sie nicht übel Lust gehabt hätte, heißen zu lassen. Es war tatsächlich kalt, nicht im Hause, aber draußen; denn die Temperatur in diesen Bergen ist sehr starken Schwankungen unterworfen. Deshalb verfügten wir uns nach dem Essen in den Salon; aber es wollte keine gemüthliche Stimmung aufkommen. Louis sah sehr ernst aus, sprach kaum ein Wort, und die Ruhe, die Florence zeigte, kam mir unnatürlich vor. Simonens Gäste verabschiedeten sich ziemlich bald, und es blieb nur noch ein Ehepaar Monnier zurück, das auf der gegenüberliegenden Seite des Sees wohnte. Da sie Nachbarn waren, eilte es ihnen mit der Heimkehr nicht.

„Es ist gar nicht so schlimm draußen,“ sagte Louis, der eben einige der Gäste hinausgeleitet hatte. „Wir hätten ins Freie gehen können, der Wind ist nicht sehr heftig . . .“

Ich begriff, daß er es in dem geschlossenen Raum, wo die kleine Frau Monnier auf dem Klavier herumklimperte, nicht aushalten konnte; vielleicht rechnete er auch damit, im Dunkel des Gartens sich Florence nähern zu können.

„Wissen Sie was,“ rief Frau Monnier, „Sie könnten uns im Boot nach Hause bringen!“

„Gerne, wenn Sie sich vor etwas Schaufeln nicht fürchten?“

„O, im Gegenteil, das macht mir gerade Spaß!“

Die Damen ließen sich sofort ihre Mäntel bringen, und während sie sich einhüllten, öffnete Louis die Verandatüren.

„Hör' mal,“ sagte ich, „ist es doch nicht zu stürmisch?“

„Ach was, ich kenne den See, es ist gar keine Gefahr!“ antwortete er.

Ein paar Sterne glitzerten da und dort an dem bleichen Nachthimmel, an dem streifiges Gewölk bald auseinanderstieß, bald sich wieder zerteilte. Ueber der unruhigen Wasserfläche stand der Mond, von einer schwarzen, mit matten Gold umsäumten Wolke verdeckt. Das Boot hob und senkte sich auf seinen Anker. Louis hielt es mit dem einen Fuße fest, brachte erst die Monniers unter, sprang dann nach und löste die Ruder.

„Kommst du mit, Florence?“ fragte er plötzlich.

Ohne sich eine Sekunde zu besinnen, ergriff sie die Hand, die er ihr entgegenstreckte, und stieg ein.

„Nimm mich auch mit!“ bat Simone.

„Der See ist doch zu unruhig, du würdest dich ängstigen!“ erwiderte er.

Mich durchzuckte ein toller Verdacht, der mich trieb, zu rufen: „Aber ich hätte Lust mitzufahren!“

„O nein,“ sagte Simone und hielt mich fest, „ich will nicht ganz allein sein!“

„Weiß' doch bei ihr!“ sagte Louis ernst.

Während ich noch mit mir kämpfte, stieß er eilig ab, und das Boot fuhr davon, sich langsam drehend und ziemlich heftig hin- und hergeworfen.

„Gehen wir denn,“ sagte Simone, etwas gekränkt, „da sie von uns nichts wissen wollen!“

„Laß uns noch einen Moment stehen bleiben, um ihnen nachzusehen!“ murmelte ich.

Ein Mondstrahl warf eben einen hellen Schein auf Florence; man sah ihre Augen glänzen unter dem Spitzenhut, das sie übergeworfen. Sie schien etwas an ihren Haaren zu ordnen; dann winkte sie uns noch einen Gruß zu. Alle diese Einzelheiten haben sich mir unauslöschlich eingepägt. Eine unwider-

stehliche Macht zog meine Blicke immer wieder zu ihr hin, die jetzt im Dunkel entchwand.

Endlich faßte Simone mich am Arm, und ich mußte ihr ins Haus folgen. Sie huschte noch eine Weile im Salon hin und her, knabberte ein Bonbon, schloß das Klavier und erklärte:

„Ich bin müde. Gute Nacht, Daddy! Sie werden schon allein heimfinden. Ueberdies mag es Louis nicht, wenn man seinetwegen aufbleibt.“

Wir stiegen miteinander die Treppe hinauf. Ich hörte noch, wie sie Befehl gab, die Türen wie immer zu schließen, da ihr Mann den Schlüssel bei sich habe. Dann ging ich zu Bett, mit einem Gefühl merkwürdiger Zerichlagenheit, und schlief ziemlich rasch ein. Mein letzter bewußter Gedanke war: Nun, morgen wird Florence abgeholt!

Der Wind hatte noch mächtig in den Tannen gerauscht und der See sein dumpfes Rollen vernehmen lassen, als wir uns zur Ruhe begaben. Erst gegen Morgen schien der Sturm nachzulassen, und wahrscheinlich war es die plötzliche Stille, die mich weckte.

Ein fahler Dämmererschein sickerte durch die Vorhänge. Ich kam auf die Idee, die Läden zurückzuschlagen und vom Bette aus dem Erwachen des jungen Tages beizuwohnen. Der Himmel war von einer fast gleichmäßig lichten Färbung, die Sonne noch nicht sichtbar; doch begann der Osten sich zu röten. Der völlig glatte See überzog sich mit opalshimmernden Tönen; auf seiner regungslosen Fläche lag ein umgekippter weißer Kahn.

Anfangs dachte ich mir nichts dabei. Mit einem Male drohte mir das Herz stillzustehen. Ich stürzte aus Fenster. Wie lange ich dort gestanden, nur notdürftig gekleidet, vor Kälte schlotternd, weiß ich nicht. Meine Blicke hingen wie gebannt an jenem weißen Ding, über dem allmählich an einem Himmel von wunderbarer Klarheit die Sonne ihre sieghafte Schönheit strahlen ließ.

Zwei Männer, die laut rufend, mit allen Zeichen lebhaftester Erregung dahergelaufen kamen, rissen mich aus meiner Betäubung. Auch im Hause wurde es nun lebhaft, und ich eilte hinunter.

Mit noch ganz verschlafenen Augen tauchte eines um das andere von den Leuten auf dem Hofe auf, und eines der Mädchen meldete eben, daß das Bett von Frau Le Duesnel unbedrührt sei. Auf meine Frage, was denn geschehen, deutete der eine der beiden Männer nach zwei Tragbahnen, die sich vom See her näherten. In diesem Augenblicke erschienen Simone auf der Freitreppe, weißer, als ihr weißes Morgenkleid; verflört sah sie uns beinanderstehen, und unwillkürlich folgten ihre Blicke der Richtung, nach der alles hinschaute. Sie stieß einen Schrei aus und brach zusammen.

Wir trugen ihren bewußtlosen Körper hinweg, um die beiden Toten hereinzuschaffen zu können. In der Vorhalle setzte man die Bahnen nieder.

„Der Fischer Franz hat sie gefunden, als er seinen Kahn losmachen wollte,“ flüsterte mir einer der Träger zu. „Der Herr Graf konnte ja ausgezeichnet schwimmen; aber die arme Dame hat sich wohl zu fest an ihn geklammert und ihn mit hinabgezogen; man hat sie kaum auseinandergebracht.“

Von Todeskampf war jedoch nichts auf ihren Gesichtern zu sehen; eine wunderbare Ruhe prägte sich auf ihnen aus, obwohl die Züge etwas gedunsen waren. Ich starrte lange darauf hin, bis mir die Tränen aus den Augen stürzten —

Sie, verehrte gnädige Frau, hörten, was alle Welt gehört hat, nämlich, daß Graf von Emeline und seine Schwägerin die Opfer eines Unglücksfalls geworden. Sie hätten Freunde in ihrem Boot heimgeleitet, auf dem Rückweg habe ein plötzlicher Windstoß den Kahn zum Kentern gebracht und die Insassen seien ertrunken.

Diese Auslegung ist, ganz im Gegensatz zu ähnlichen Vorkommnissen, unbeanstandet angenommen worden. Florences Wesen war zu bekannt, als daß irgendein Verdacht hätte reger werden können. Und so darf Simone den Gatten und die Schwester ohne Bitterkeit beweinen.

Le Duesnel langte noch am selben Abend an. Er gab unsern vereinten Bitten, die beiden Toten möchten auf dem Kirchhof des Dorfes befristet werden, nach.

Nun ruhen sie Seite an Seite; die gleichen Tannen beschatten ihre Hügel, die gleichen Rosensträucher streuen ihre Blüten im Frühjahr darüber hin, die gleiche sorgliche Hand pflegt ihre letzte Zufluchtsstätte. Und niemand außer Ihnen und mir kennt das Geheimnis, das sie mit ins Grab genommen haben.